Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Es ist Sommer

Überall ist er jetzt eingekehrt, der Sommer, mit dem heißen Sonnenatem und dem Schmeichelspiel des Windes, mit dem blauesten Himmel und dem Heer der runden weißen Wolken und mit dem kühlen Ruf des Wassers.

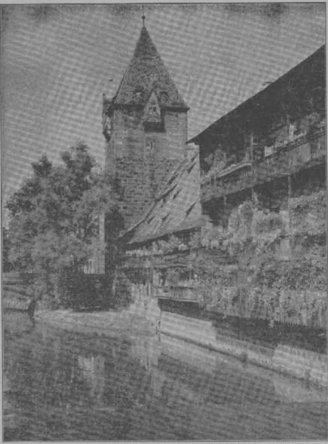
Schön ist es, sich im Grase auszustrecken und die Augen zu schließen. Wie eine schwere glühende Decke liegt der Sonnenschein auf uns. Dann und wann greift der Wind mit weichen Händen zu uns herunter, und wir halten still und erleben beides, die lastende Sonnenhitze und den leichten Lufthauch, mit gleicher inniger Freude. Auf den geschlossenen Augenlidern spüren wir die Schatten der leise nickenden Gräser: kleine zarte Finger, die sich nach uns ausstrecken, schlanke, feingliedrige Körperchen, die sich über uns beugen. Geschöpfe, wie wir selbst im Augenblick, nichts denkend, willenlos der Sonne und dem Winde hingegeben.

Stundenlang können wir den Wolken zusehen. Über dem Walde steigen sie auf, ruhig und stetig, und wandern über die Sonne hin, daß sie dahinter steht wie ein kleiner blasser Mond. Und aus den Wurzeln des Waldes kriechen die Wolkenschatten hervor, laufen mit hundert flinken Füßen über die Wiese und decken uns zu.

Jeden Tag möchten wir baden. Es ist köstlich, der Sonne entgegenzuschwimmen. Funken über Funken streut sie auf die gekräuselte Fläche vor uns aus, daß es aufblitzt im ewig wechselnden Spiel und man gar nicht recht hinschauen kann.

Und wenn wir uns wenden und die Sonne im Rücken haben, dann sehen wir, wie sich der Himmel in den Wellen spiegelt; das Wasser baut sich zu dunkelgrünen Hügeln auf und schmiegt sich in Täler, auf deren Grund das helle Sonnengold liegt. Wir zerteilen den kühlen, zerfließenden Schimmer, und hinter uns rauscht er wieder zusammen.

Und dann die Sommerabende. Wie still und weit ist die Luft, und wie ruhig atmen die Blumen. Über dem Kleefeld liegt noch der schwere, süße Duft des Tages, und vom Getreideacker her kommt der Geruch des reifenden Kornes. Zwischen den langen, biegsamen Halmen steigt die Nacht auf und verschleiert den Himmel, der in diesen Monaten nie mehr so recht dunkel werden will. Im Gebüsch leuchtet es auf. Kleine helle Funken irren durch die Zweige, auf großen dunklen Blättern ruhen im eigenen Glanze schimmernde Tropfen, vom Lichtmeer des Tages übriggeblieben und für die Nacht aufgespart — Glühwürmchen.



Ein trutziger Zeuge der Geschichte

Alter Wehrturm in Nürnberg

Foto Aufsberg M

Stephan Georgi:

Der Künstler

Eine Geschichte aus Alt-Weimar

Ein sonniger Nachmittag lag über Weimar und die Menschen zeigten ihre Feiertagsgesichter. Nur Thomas Brucht, der junge Musiker, nicht. Der stand mit klopfendem Herzen vor der Haustür und wagte noch immer nicht die Klingel zu ziehen. Wirre und ängstliche Gedanken flogen durch seinen Kopf, und er hätte wohl noch lange unschlüssig vor dem Tor gestanden, wenn nicht auf einmal eine Dienstmagd daraus hervorgetreten wäre.

„Tausendmal Verzeihung!“ stotterte er sodann. „Aber ist vielleicht der Herr Abbee und Hofkapellmeister Doktor Franz von Liszt gegenwärtig zu sprechen? Mein Name ist Thomas Brucht. Der Meister hatte die Güte, mich für heute als Prüfling hierher zu bestellen“.

Das Mädchen schaute ihn lächelnd an, nickte ihm freundlich zu. „Nun, wenn dem so ist, dann kommen Sie nur; es ist zwar noch eine Schülerin oben, aber wir wollen mal sehen, was sich machen läßt“.

Bangen Herzens trat Thomas dem greisen Meister gegenüber, der, wie gewöhnlich, mit dem schwarzen Rock des Weltgeistlichen bekleidet, dasaß und mit vorgeschobener Unterlippe dem Spiel der Schülerin zuhörte, die am Flügel ein Musikstück herunterjagte und endlich mit kräftigem Akkord abbrach.

„Hm“, meinte Liszt, „das war nicht viel. Gutes Temperament zwar, aber es läuft auf Kosten der Präzision“. Seine klugen, gutmütigen Augen richteten sich auf Thomas. „Können Sie's besser?“

„Wenn ich es einmal versuchen dürfte“, dienerte Thomas.

Liszt nickte kurz.

Um dem Meister seine Sicherheit zu zeigen, griff Thomas, ohne es vorher anzusehen, das oberste Notenblatt vom Ständer und stellte es auf. Es war Beethovens Adagio pathetique.

Ein paar Takte waren verklungen, da erhob sich Liszt, nahm dem Spielenden das Blatt weg und winkte ab. „Genug, genug, das hat sich Beethoven doch ein wenig anders gedacht“.

Verdutzt schaute der Prüfling auf. Aber da lächelte der Meister schon wieder. „Wie lebten Sie bisher?“

Und Thomas schilderte sein zurückgezogenes Leben, daß er Tag für Tag übe und studiere, oft bis in die Nacht hinein. Er offenbarte alle seine Liebe zur Musik und erhoffte ob seines Fleißes des Meisters Lob.

Der aber schüttelte bedenklich den Kopf. „Hab's mir gedacht. Ich habe von meinen Schülern selten einen so technisch einwandfreien Vortrag gehört — aber auch selten einen so trockenen und gefühllosen. Sie wollen doch Künstler werden, junger Freund? Nun, dann vergessen Sie nicht zu leben. Das Grundelement des Künstlers ist das Leben, das Leben mit seiner ganzen Vielgestaltigkeit, mit seinem Lachen, Lieben und Leiden. Gehen Sie und lernen Sie leben. Das Studieren und Üben allein macht noch keinen rechten Künstler. Gehen Sie und — als Schüler nehme ich Sie an“.

Thomas ging. Ging nachdenklich durch die Straßen und kam sich ein wenig hilflos vor.

„Wo haben Sie nur so viel Fertigkeit auf den widerspenstigen Tasten her?“ hörte er auf einmal neben sich eine helle Stimme und erkannte die junge Schülerin, die seinem Vortrage bei Liszt beigewohnt hatte. Sie gesellte sich ohne Umstände zu ihm und wußte so zutraulich und weltklug zu plaudern, daß der ernste Thomas dabei sogar einige Male ins Lächeln geriet. Und als sie dann vor einem Gartenrestaurant standen, aus dem lustige Stimmen hervorklangen, meinte sie: „Jetzt gehen Sie mit. Das dort sind alles Liszt-Schüler und -Schülerinnen. Da geht's fröhlich zu. Keine Widerrede! Liszt hat Ihnen doch gesagt, Sie sollen leben lernen.“

Er ging mit. Und als er so neben Gerda Tollmann, der jungen Kollegin, saß, ein paar Glas Wein getrunken hatte und den lachenden Atem sorglosen Lebens um sich her fühlte, da keimte mählich ein Stück andere Lebenserkenntnis in ihm auf. Ein froher Nachmittag war es. Ein Cymbal hatte einer aufgestellt, und ein junges Mädchen tanzte einen feurigen Czardas. Gläser klangen und geübte Stimmen sangen Solo und Chorus.

So verliefen nun auch die folgenden Tage. Tage, an denen Thomas das Lachen lernte.

Meister Liszt nickte zustimmend, als sein junger Schüler wieder bei ihm saß, denn er merkte gar wohl, wie sich oftmals ein Zug von Frohsinn und Lebensfreude mit in sein Spiel schmuggelte. „Wird schon werden!“

Dann kam ein Abend, an dem Thomas Brucht und Gerda Tollmann Hand in Hand in dem kleinen Pavillon des Gartenrestaurants saßen. „Gerda“, brachte er mühsam heraus. Da faßte sie seinen Kopf. „Du lieber dummer Junge!“ Und küßte ihn. An diesem Abend lernte Thomas das Lieben.

Wie schelmisch Meister Liszt jetzt insgeheim lächelte, wenn er seinem jungen Brausekopf zuhörte. Da war ein Singen und Klingen in dem Instrument, als gäbe es überhaupt keinen Halt und keine Grenzen mehr.

„Tja“, sagte er eines Tages, „haben Sie Lust, an einem Musikabend mitzuwirken? Eine kleine Rhapsodie möchte ich Ihnen schon übergeben“.

Bis zum Tage der Aufführung lebte er zurückgezogen. Er übte und übte, um dem Meister mit seinem Vortrage eine rechte Freude zu bereiten. Erst am Nachmittag des Konzerttages ging er zu Gerda. Ob sie schon wußte, daß er heute öffentlich spielte? Leichtbeschwingt sprang er die Treppen hinauf und wollte gerade bei ihr anklopfen, als er drinnen eine Männerstimme sprechen und lachen hörte. Wirre Gedanken schossen durch seinen Kopf. Sollte sie . . .? Halb unbewußt drückte er die Klinke nieder, und als er die Tür öffnete, da stand er und starrte und starrte . . .

Der Abend kam. Hell leuchteten die Lichter im Saale; die Zuhörer waren versammelt. Thomas sah und hörte kaum etwas. Nur als auf einmal sein Name erklang, stand er auf und bestieg das Podium.

Eine Rhapsodie von Liszt sollte er spielen. Aber er wußte gegenwärtig weder das, noch etwas anderes. Seine Finger glitten über die Tasten, und ohne sich vielleicht selbst darüber klar zu sein, spielte er dasselbe, womit er bei seiner ersten Prüfung durchgefallen war: Beethovens pathetique.

Die Hörer blickten verwundert in die Programme und schüttelten die Köpfe. Aber einer nach dem anderen legte das Blatt aufhorchend beiseite. Andacht lag im Saal. Keiner hatte dieses Adagio bisher so gehört, wie heute von diesem jungen Liszt-Schüler.

Als er geendet hatte, wartete er nicht auf den Applaus; er rannte hinaus und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Eine ganze Weile hatte er so gestanden, da berührte jemand seine Schulter. „Was war's denn, junger Freund?“ So unendlich gütig leuchteten die Augen des greisen Meisters unter dem weißen Haar hervor. „War's ein Weib?“

Thomas riß sich zusammen und nickte.

Da glitt ein Lächeln um die Lippen des Alten, ein feines, dünnes Lächeln. „Tja“, sagte er, „das geht vorüber. Leid ist Nahrung des Künstlers. Lachen, Lieben und Leiden sind ihm so notwendig, wie das tägliche Brot. Gehen Sie nach Hause, junger Freund, setzen Sie sich ans Klavier und binten Sie Ihr Leid in die Töne. Die Kunst hilft dem Künstler überwinden“.

Der Abend lag über Weimar. Und durch die Straßen ging einer, der war Mensch und Künstler geworden.

Ein Mann sucht seine Jugend

Roman von Gerd Hansen

Urheber-Rechtsschutz: Deutscher Roman-Verlag vorm. E. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz)

4]

Die Mahlzeit nahm er zusammen mit Dr. Barge ein. Nach tastenden Versuchen, bei denen er feststellen wollte, ob der Italiener auch in der Lage sei, diesen Gedankengängen zu folgen, formte er das Erlebnis unter deutschen Bäumen und Sträuchern in Worten. Er war erfreut, daß Barge ihn durch lebhafte Zwischenfragen zur Darstellung neuer Nuancen ermunterte.

Barge hatte bei seinen Auslandsreisen oft die Verschiedenheit der Landschaft und ihre seelischen Einflüsse empfunden, so daß er schnell erfaßte, um was es hier ging. Er sah darin sogar einen Beweis dafür, daß Brento sich in Rom in der Stunde am Kolosseum nicht geirrt habe und verkündete, der normale Materialist des 20. Jahrhunderts werde wahrscheinlich solche Beweisführung als Larifari bezeichnen. Er jedoch sei sicher, daß außer der Feststellung von Brentos Familie kein besserer Beweis für seine deutsche Herkunft geliefert werden könne als dieses seelische Wiederfinden in der Heimat.

Am Nachmittag trug Barge dem deutschen Geheimrat seine These vor und fand den ungeteilten Beifall eines Mannes, der gerade als Seelen- und Nervenarzt den Rahmen herkömmlicher empirischer wissenschaftlicher Beweisführung sprengte und dem Herzen mehr Kraft beimaß als ganzen Muskelpaketen und Gehirnerzeugnissen blutleerer Intellektuellen.

Was Vittorio Brento an diesem ersten Vormittag seines Aufenthaltes in Deutschland empfand, wuchs mit jedem Tage. Er unternahm unter Vermeidung des Berliner Stadtkerns in Begleitung Dr. Barges nach Wochenfrist Ausflüge an die märkischen Seen und die kleinen altertümlichen Städtchen und Dörfer der Provinz Brandenburg. Niemals konnte er mit nüchternen Worten sagen, welcher Art die dabei gewonnenen Eindrücke waren. Stets mußte er zu ihm bisher nicht geläufigen Umschreibungen seine Zuflucht suchen, die allein geeignet schienen, seelische Vorgänge klarzustellen.

Barge erblickte darin das Fortschreiten eines Heilungsprozesses, der zwar nicht mit Fieberthermometer und Gewichtszunahme festzustellen war, in diesem besonderen Falle aber zweifellos mehr zu sagen hatte als alle Äußerlichkeiten. Auch die deutschen Ärzte schlossen sich dieser Auffassung an.

Die Anregung Dr. Barges, die Herkunft seines Schützlings festzustellen, wurde von allen in Betracht kommenden Seiten als kaum durchführbar bezeichnet. Bei der ungeheuren Zahl der vermißten Soldaten auf deutscher Seite war es ein fruchtloses Beginnen, eine Auslese halten zu wollen mit dem Ziel, einen bestimmten Mann zu ermitteln. Zielbewußter war der Vorschlag des von den Vorgängen unterrichteten Zentralnachweiseamts in Spandau. Es beschloß, die Truppenteile deutscher und österreichischer Herkunft festzustellen, die den Angriff an der Brenta im August 1918 unternommen hatten. Ihre Gefallenen- und Vermißtenlisten boten die schwache Möglichkeit, zum Ziel zu gelangen.

Schon nach wenigen Tagen war ermittelt, welche Truppenteile den Kampf bestritten hatten. Beteiligt waren neben reichsdeutschen auch oberösterreichische, böhmische und Tiroler Soldaten. Daraus entstand der Gedanke, daß Vittorio Brento vielleicht auch ein Sudetendeutscher war, was die Nachforschungen erschweren mußte.

Die Theorie eines der Beteiligten, die Brandwunden Brentos wiesen darauf hin, daß er selbst einen Flammenwerfer bedient und dabei verletzt wurde, hatte viel für sich. Eine Gewißheit war darin aber nicht zu erblicken.

Jedenfalls trug man sorgfältig alle Namen und Personenbeschreibungen zusammen, die in Betracht kommen konnten, dabei nicht nur die Vermißten, sondern auch die Gefallenen berücksichtigend. Es ergab sich die große Zahl von 367 Mann, darunter 24 Offiziere.

Barge begann zusammen mit dem Assistenzarzt Dr. Kober von der Berliner Nervenklinik eine sorgfältige Sichtung des ihm vorliegenden Materials. Mehr als die Hälfte aller genannten Toten und Vermißten schied wegen zu großen Altersunterschiedes gegenüber Brento von vornherein aus. Bei den übrigen schied man zuerst nach Berufen in der Überzeugung, daß der an der Brenta aufgefundene unbekannte Verwundete bestimmten Berufen seinen Händen nach nicht angehört haben konnte.

Es blieben schließlich 130 Menschen übrig, unter denen sich 15 Offiziere befanden. An die nächsten Angehörigen dieser Toten und Vermißten ergingen genaue Anfragen mit beigefügten Lichtbildern Brentos. Das Ergebnis war verblüffend. In mehr als dreiviertel aller Fälle wurde entschieden verneint, daß es sich bei Brento um einen Anverwandten handeln könne. Eine Reihe der Befragten äußerte Zweifel, und 17 bezeichneten Brento als Bruder, Sohn oder Gatten.

Alle diese Menschen wurden nun aufgefordert, einen Fragebogen zu beantworten und wenn möglich Lichtbilder einzuschicken. An Hand der Bilder ergab sich einwandfrei, daß Brento in neun Fällen von den 17 unmöglich in Frage kam. Die übrigen acht konnten mit ihm auf Grund ihrer Haar- und Augenfarbe, ihrer Körpergröße und ihres Gebisses unmöglich identifiziert werden.

Das Ergebnis der umfangreichen Arbeit fiel also völlig negativ aus. Barge verlor fast den Mut und beglückwünschte sich nur dazu, daß man Brento nicht auf dem Laufenden über die Nachforschungen gehalten hatte, um keine voreiligen Hoffnungen in ihm zu erwecken.

Inzwischen hatten die deutschen Ärzte unter Führung von Geheimrat Weiß und in Zusammenarbeit mit den italienischen Kollegen alle Mittel der modernen Forschung angewandt, um einen Schritt weiterzukommen. Der Erfolg glich dem der Nachforschungen nach den Angehörigen. Brento blieb gleichmäßig heiter und frisch, aber nicht einmal der leiseste Fortschritt konnte festgestellt werden. Barge war bedrückt von den Fehlschlägen und neigte dazu, jede Mühe für zwecklos zu halten, wie er das schon vor Jahren getan hatte. Da seine gewöhnliche Urlaubsdauer schon erheblich überschritten war, entschloß er sich zur Rückkehr nach Bologna.

Brento nahm die Mitteilung seines ärztlichen Freundes gelassener auf, als dieser befürchtet hatte. Die Trennung fiel ihm zwar schwer, und die Fruchtlosigkeit der bisherigen Bemühungen enttäuschte ihn stark, aber er fand einen nicht versiegenden Quell der Kraft in dem vertieften Bewußtsein, nun im Vaterlande zu weilen. In den sechs Wochen seines Berliner Aufenthaltes hatte er erstaunliche Fortschritte im Gebrauch der deutschen Sprache gemacht und konnte sich schon gut verständigen, wenn auch seine Sätze noch viele Fehler aufwiesen und unbeholfen klangen.

Vor seiner Abreise bat Barge den Arzt Dr. Kober, ihn von Veränderungen im Wesen Brentos zu unterrichten und diesem über die ärztliche Pflicht hinaus ein Freund und Berater zu bleiben. Kober hatte sich mit einer Art Verbissenheit und Inbrunst des Falles Brento angenommen, so daß er voll Enthusiasmus versicherte, er würde ohnehin alles tun, was in seinen Kräften stände, und habe sich bisher nur deshalb im persönlichen Verkehr etwas zurückgehalten, um sich nicht zwischen die beiden Freunde zu drängen.

Dr. Kober entwarf den Plan, ein gutes Bild Brentos mit einer Darstellung seines Leidensweges in einer vielgelesenen Zeitschrift zu veröffentlichen und die Tageszeitungen zu bitten, sich diesem Vorgehen anzuschließen. Er schrieb einen kurzen Aufsatz und stellte diesen mit einem charakteristischen Photo Brentos der Presse zu.

Gleichzeitig wurden die zuständigen Behörden gebeten, dem heimgekehrten deutschen Soldaten auch die Rechte der Heimat zu verleihen. Auf Grund des Gutachtens von Geheimrat Weiß und des Zeugnisses der übrigen beteiligten Ärzte fand der Antrag keine Schwierigkeiten. Der italienische Name wurde verdeutscht in Viktor Brent. Das Geburtsdatum wurde beibehalten und als Geburtsort Berlin gewählt. Die Papiere seines Vaterlandes in Händen zu halten und sich nun auch mit amtlicher Genehmigung als Deutscher bezeichnen zu dürfen, gab dem Mann, der 20 Jahre lang als Italiener gelebt hatte, ein ruhiges Glücksgefühl.

*

Die Veröffentlichung des Lebensweges und der Heimkehr des Viktor Brent wurde von zahlreichen Tageszeitungen übernommen. Illustrierte Blätter brachten besonders gute Bilder des Mannes ohne Gedächtnis und erregten überall Aufmerksamkeit. Wenn Kober befürchtet hatte, daß ähnlich wie bei den Nachforschungen auf Grund der Unterlagen des Zentralnachweiseamts sich eine Unzahl von Menschen melden würde, die Brent zu kennen glaubten, so sah er sich getäuscht. Der ausdrückliche Hinweis darauf, keine übereilten Schlüsse zu ziehen und sorgfältig unter Berücksichtigung des wahrscheinlichen Alters und aller äußeren Merkmale ein Urteil zu fällen, tat seine Wirkung. Und trotzdem sollte die öffentliche Suche nach Brents Herkunft einen schweren Zwiespalt heraufbeschwören.

Einen Tag, nachdem eine der größten illustrierten Zeitungen das Bild gebracht hatte, ließ sich bei Dr. Kober eine Dame melden.

„Ich habe mich nicht entschließen können, Ihnen erst zu schreiben, Herr Doktor, weil ich auch trotz zwanzigjährigen Wartens nach der Lektüre der Beschreibung und dem Anblick des veröffentlichten Bildes keinen Tag länger in Ungewißheit bleiben wollte."

Die Besucherin zerrte nervös und aufgeregt an ihrer Handtasche. Sie war eine Dame Mitte der Vierzig, leicht ergraut, aber in guter Haltung. Ihre Augen, die aus einem blassen Gesicht schienen, sahen Kober brennend und erwartungsvoll an. Die Stimme verriet, welchen Zwang sie sich antat, um ruhig zu scheinen.

„Darf ich wissen, gnädige Frau, wer ..."

„Verzeihen Sie, daß ich das in der Aufregung versäumt habe. Ich bin Frau Gertrud Wallner aus Dresden. Mein Vater war Justizrat Rogge, auch aus Dresden. Ich bin 1893 geboren und heiratete 1911 meinen Mann, der am 11. Februar 1885 in Meißen geboren wurde. Er hat Jura studiert und ein halbes Jahr vor unserer Trauung seinen Assessor gemacht. Dann trat er in die Praxis meines Vaters ein und ist 1914 als Reserveoffizier ins Feld gezogen. Im September 1918 teilte man mir mit, nachdem er inzwischen dreimal in Urlaub zu Hause gewesen war, daß mein Mann von einem Flug über die italienische Front einige Wochen vorher nicht zurückgekehrt sei. Er war Beobachter. Die Beschreibung und das Bild in den Zeitungen haben mir die Überzeugung gegeben, daß es sich um meinen Mann handelt."

Sie hatte trotz aller Beherrschung diese Sätze sprudelnd hervorgestoßen und verriet zum Schluß eine hochgradige Erregung. Der ganze Körper zitterte, und einige Tränen rollten aus den weit geöffneten Augen langsam herab.

Kober stand auf. „Liebe gnädige Frau, bitte beruhigen Sie sich. Ich muß als Arzt auch zu Ihnen sprechen ..." Er zog seinen Stuhl dicht zu dem Platz seiner Besucherin heran und nahm begütigend ihre Hand in die seine. „Wenn Ihr Gatte nach so langen schweren Jahren des Alleinseins nun zu Ihnen zurückkehren kann, muß das für Sie ein Grund zur Freude, nicht aber zu Tränen sein. Und Sie dürfen auch unsern Schützling, meinen Patienten, nur dann sehen, wenn Sie ihm gefaßt gegenübertreten können. Man kann ja nicht voraussehen, zu welcher Erschütterung ihn ein plötzliches Wiedersehen bringt."

Er hatte ruhig und überlegen gesprochen mit der Stimme, die so viele Ärzte zu suggestiven Heilkünstlern macht. Frau Wallner beruhigte sich langsam und wischte die Tränen energisch ab.

„Sie haben recht, Herr Doktor. Ich bin ja gesund. Aber mein Mann, mein armer Mann ist immer noch ein Kranker. Zunächst muß ich wohl an ihn und nicht an mich denken."

„Würden Sie mir einige Fragen beantworten, die mir wesentlich erscheinen?"

„Selbstverständlich."

Kober ging zu seinem Schreibtisch und entnahm ihm die Akten Brent. An Hand der Aufzeichnungen ging er alle wesentlichen Fragen durch, die zur Identifizierung dienen konnten. Dabei stellte er fest, daß die äußeren Merkmale wie Körpergröße, Farbe der Haare und Augen, Zustand des Gebisses, Neigung zur Hagerkeit, Form der Hände, Größe der Füße und Umfang des Kopfes, beides an Schuh- und Hutweiten leicht feststellbar, das Nichtvorhandensein von Narben und ähnliche Dinge von Frau Wallner genau so beschrieben wurde, wie die Akten es aufzeichneten. Nur ganz unwesentliche Unterschiede waren vorhanden, die auch auf Irrtümer in der Erinnerung zurückgeführt werden konnten.

Kober hatte vorsichtigerweise, um jeden suggestiven Einfluß und jede Selbsttäuschung auszuschließen, lediglich Fragen gestellt, ohne im geringsten auf die Merkmale Brents einzugehen, wenn ihm auch klar war, daß manche der vorgelegten Fragen schon durch die Zeitungsveröffentlichungen beantwortet wurden. Immerhin wuchs mit der Länge des Verhörs seine Zuversicht, daß Brent wirklich der vermißte Rechtsanwalt Wallner sei.

Die Frage nach den persönlichen Verhältnissen Fritz Wallners und seiner Familie ergaben, daß der Ehe zwei Kinder entsprossen waren, 1912 eine Tochter und 1914 ein Sohn. Wallner stammte aus der Familie eines in Meißen tätig gewesenen Pfarrers, der ebenso wie seine Frau nicht mehr lebte. An Geschwistern waren vorhanden der 1888 geborene jetzige Pfarrer Erich Wallner in Leipzig und Frau Thekla Pohl geborene Wallner, Gattin des Pfarrers Pohl in Görlitz, geboren im Jahre 1889.

Der Arzt zog aus den Darlegungen seiner Besucherin den Schluß, daß der Bruder Erich des im Kriege als vermißt Gemeldeten beim letzten Zusammensein auf Kriegsurlaub im Jahre 1916 28 Jahre, die Schwester Thekla 25 Jahre alt gewesen waren. Sie würden also als gewichtige Zeugen gelten bei einer Gegenüberstellung mit dem angeblichen Viktor Brent. Die beiden Kinder konnten sich dagegen unmöglich an den Vater erinnern.

Frau Wallner selbst hatte, wie sie angab, nur noch eine Schwester, da ihr einziger Bruder schon 1914 bei Ypern den Heldentod erlitten hatte. Diese Schwester, ein Spätling der Familie und erst 1902 geboren, war beim letzten Zusammensein mit dem Schwager 14 Jahre alt gewesen. Justizrat Wallner mit seiner Frau war nicht mehr am Leben, so daß als sichere Zeugen für eine Gegenüberstellung mit Brent außer Frau Wallner nur noch seine beiden Geschwister zur Verfügung standen. Immerhin würde das vollauf genügen, selbst wenn Brent beim Anblick der Dame keine Erinnerungen zeigen würde.

Überzeugt davon, daß Frau Gertrud Wallner im besten Glauben handele, und in der Hoffnung, daß ihre Angaben zutreffen würden, bat Kober die Dame, im Wartezimmer Platz zu nehmen, damit er seinen Patienten vorbereiten könne. Sie hatte sich inzwischen völlig gefaßt und lächelte zuversichtlich, als der Arzt betonte, spätestens in einer Stunde werde er ihr Viktor Brent zuführen.

Man hatte dem Pflegebefohlenen der Klinik von der Veröffentlichung seines Bildes und der Beschreibung in Zeitungen und Zeitschriften keine Mitteilung gemacht und alle Blätter sorglam von ihm ferngehalten, in denen sie enthalten waren. Als Dr. Kober den Besuch aus Dresden erhielt, befand sich Brent im Park, wo ihn der Arzt nach einigem Suchen auf einer Bank am Havelufer fand.

„Guten Morgen, Doktor. Sie machen ein so wichtiges Gesicht. Bringen Sie mir eine Neuigkeit?"

Kober merkte erst jetzt, daß seine Züge unter dem Eindruck der eben stattgefundenen Unterredung standen und versuchte, sie zu dem berufsmäßig freundlichen Lächeln zu zwingen.

(Fortsetzung folgt.)